

Theologie im Sommer 2017: Was glauben wir?

4. Abend: Braucht man die Kirche, um Christ/in zu sein?

I. Annahmen und Hintergründe

Grundsätzlich geht es um die Frage: In welchem Zusammenhang steht das Christsein zur Kirche? Was hat die Kirche mit dem Christsein zu tun?

Insbesondere in Westeuropa ist die Auffassung weit verbreitet, auch ohne Kirchenmitgliedschaft Christ oder Christin sein zu können. Welche Argumente werden dafür ins Feld geführt?

1. Die Kirchen als religiöse Organisationen haben ihren Kredit und ihre Glaubwürdigkeit verspielt: Sie haben in ihrer Geschichte zur Verfolgung Andersgläubiger aufgerufen, haben Kriege verursacht und gelten heute als unglaubwürdig durch ihre Nähe zum Staat.
2. Die institutionelle Form der Kirchen macht sie für weltliche Macht anfällig und stützt das hierarchische System nach innen. Durch die Verbreitung religiöser Vorstellungen und moralischer Vorschriften beschränken die Kirchen die Freiheit, was dem individuellen Wunsch nach Ungebundenheit in religiösen Belangen entgegenläuft.
3. Schliesslich ist der Glaube eine ganz und gar innerliche Angelegenheit, die ausser Gott und den/die Gläubige/n niemanden etwas angeht und so auch nicht äusseren Einflüssen und Vorstellungen unterworfen werden darf.

Fazit dieser Einwände: Gegenwärtiges Christentum, das in einer freien und nicht vorgeschriebenen Form gelebt werden soll, braucht keine Kirche.

Daneben gibt es natürlich auch die gegenteilige Position: Die Kirche ist für christliches Leben nötig oder gar konstitutiv. Weshalb? – Das Hauptargument lautet: In der Kirche findet man Gemeinschaft. Wie diese Gemeinschaft jedoch konkret aussehen und wie und wo sie gelebt werden soll, ist oft diffus. Als Orte der Gemeinschaft gelten gemeinsame Erlebnismöglichkeiten, z.B. Kleinkinderangebote, Seniorennachmittage – aber auch Gemeindeferien, Lager oder Feste. Der Gottesdienst fällt dagegen in der Wahrnehmung einer breiteren Öffentlichkeit als Ort gemeinsamer Erfahrungen etwas ab. Etwas zugespitzt könnte man fragen: Kann das Bedürfnis nach Gemeinschaft in der Gemeinde am Ende auch ohne religiösen Bezug gestillt werden?

Die Kirchen selbst vertreten aus nachvollziehbaren Gründen einhellig die Haltung, dass die Kirche für das Christsein notwendig ist. Die theologischen Argumente dafür fallen auf katholischer Seite dabei pointierter und gewichtiger aus als in evangelischen Kreisen. Klar ist jedenfalls: Die «Gläubigen» auf der einen und die «Amtskirchen» auf der anderen Seite driften immer deutlicher auseinander, was durch kirchliche Anstrengungen kaum wettzumachen sein dürfte – aus oben genannten Argumenten.

Dass die Kirchen veränderungsbedürftig sind, zeigt sich darin, dass sie sich mit der aktuellen Zeit als einer „nachkonfessionellen Epoche“ schwertun. Die Veränderungen dürften sich dabei nicht auf organisatorische Umstrukturierungen beschränken.

II. Zwischenbemerkungen

Jesus von Nazareth hat keine Kirche gegründet. Er hat das kommende Gottesreich verkündet, was eine unmittelbare Kommunikation war und keine Zeit liess für eine organisierte Religion. Jesus wollte auch keine neue Religion ausserhalb des Judentums, dem er angehörte, etablieren. Und ganz grundsätzlich scheint Jesus – angesichts der Reich-Gottes-Vorstellung – jeder Form eines «Selbstläufer-Kults» kritisch gegenübergestanden zu haben. Das zeigt nicht zuletzt seine heftige Ablehnung des Tempelkults in Jerusalem.

Schon kurz nach Jesu Tod erscheinen lokale Versammlungen und religiöse Gemeinschaften, die nicht einheitlich organisiert waren. Theologisch ausgedrückt könnte man die Form dieser frühen Gemeinden in die (dem Johannesevangelium entlehnte) Formel fassen: Jesus Christus und die Seinen (vgl. Joh 13,1). Durch Jesu Tod hat sich etwas Wichtiges verändert: Das äussere Gegenüber des irdischen Verkündigers Jesus zu seinen Hörern wandelt sich zu einem inneren Gegenüber des auferstandenen Jesus Christus zu den Seinen. Als diejenigen, die von dieser Verwandlung erreicht werden und sich dadurch gerettet fühlen, gehören die Seinen zu Jesus von Nazareth. Und durch die Gewissheit, dass dieser auferstanden ist für sie, fühlen sich die Seinen mit ihm verbunden. Und Jesu Identität ist gar nicht ohne die Seinen zu verstehen, «für die» er lebte und starb. Und die Identität der Seinen wiederum bestimmt sich in grundlegender Weise durch ihre Beziehung zu Jesus Christus als ihrem inneren Gegenüber.

Dieses Sich-vis-à-vis-Fühlen bestimmt die Struktur der frühen christlichen Gemeinden und erlaubt es ihnen, zu einer differenzierten religiösen Einheit zu werden, die man «Kirche» nennen kann – trotz unterschiedlicher Kontexte und Vorgeschichten. Wir haben es aber nach wie vor mit uneinheitlichen Gemeindeorganisationen und christlichen Strömungen zu tun. Gemeinsam war diesen Gemeinden, dass sie sich von unten her organisierten. Seine Form und Ausbreitung fand das frühe Christentum nicht durch bereits existierende religiöse Autoritäten. Daher lag das Modell der Familie als Organisationsstruktur nahe, die von einem Familienvorstand geleitet wird. In dieser „Familie“ wurde allen Bedürfnissen entsprochen, und jede(r) fand darin eine Stimme. Anfänglich musste man sich das tatsächlich sehr brüderlich und schwesterlich vorstellen, später – gegen Mitte des 2. Jhs. – bildet sich daraus eine Sozialstruktur mit Bischof (Gemeindeleiter), Diakonen (Fürsorgende) und Ältesten (Repräsentanten der Gemeindeglieder).

Dieses Gemeindemodell veränderte sich spätestens zu dem Zeitpunkt, als das Christentum im 4. Jh. Staatsreligion im römischen Reich wurde. Damit ging eine Stärkung der patriarchalen Hierarchie einher: einerseits durch eine grundsätzliche Profilierung des Bischofsamts, andererseits durch eine Unterordnung der Orts Bischöfe zum Bischof von Rom, dem Papst. Wie kam es zu dieser Fokussierung? – Zum einen existiert die Auffassung, dass die Kirche der gegenwärtig präsente Christus sei. Auf diese Weise wird das «innere Gegenüber» Jesus Christus selbst auf die kirchliche Hierarchie übertragen: Das hierarchische Priesteramt als Haupt des Leibes Christi vermittelt das Heil. Innerkirchliche Kritik wird auf diese Weise weitgehend ver-

hindert. Und woher leitet sich der Primatsanspruch des Bischofs von Rom ab? – Die historische Einsetzung des Petrus liefert grundsätzlich die theologische Begründung für ein einziges Oberhaupt der Kirche. Und sein historischer Weg nach Rom legitimiert schliesslich den theologischen Primat des römischen Bischofs als Papst.

Mit der Reformation wurde Kritik laut am Anspruch der Hierarchie auf Vermittlung des göttlichen Heils: Es ging den Reformatoren darum, im Wort Gottes Christus selber zur Sprache zu bringen. Damit geht es nicht länger um die hierarchische Stellung desjenigen, der dieses Wort ausspricht. Das hatte zwangsläufig Auswirkungen auf die Stellung des Verkündigers in der Gemeinde. Wenn man die Struktur «Christus und die Seinen» zugrundelegt, dann gehört der Verkündiger ganz auf die Seite derjenigen, die Christus in seine Gemeinschaft aufgenommen hat. Über diese Aufnahme hinaus ist nichts Höheres für den Menschen erreichbar. Diese Stellung innerhalb der «Seinen» begründet Martin Luthers Auffassung vom «Priestertum aller Gläubigen»: Allen steht der gleich Zugang zu Christus offen. Der Verkündiger steht also in derselben Stellung wie alle anderen auch Christus gegenüber. Seine Aufgabe besteht lediglich darin, das Wort Gottes in der Gestalt der zwischenmenschlichen Anrede laut werden zu lassen. Er ist effektiv «Verkündiger» der *einen* Autorität und nicht heilsnotwendiger Mittler zwischen Gott und den Gläubigen. So kann nach reformatorischer Auffassung jede(r) diese Aufgabe des Verkündigers übernehmen, der/die sich die entsprechenden handwerklichen Voraussetzungen dafür aneignet und von der Gemeinde das Vertrauen geschenkt bekommt, diese Fähigkeiten solide einzusetzen.

Die Aufklärung hat die auch nach der Reformation – mindestens sozial – noch immer vorhandene Vorordnung des Pfarramts vor dem allgemeinen christlichen Leben noch stärker infrage gestellt. Alle sind gleichberechtigte Menschen vor Gott. Das zu betonen, war nach wie vor wichtig, zehrten doch auch die evangelischen Kirchen von den staatlichen Umständen bzw. Bevorzugungen. Vielerorts baute sich faktisch eine Allianz von «Thron und Altar» auf, welche die gemeinschaftlich-demokratischen Impulse, niemanden als seinen Herrn anzuerkennen ausser Christus, hemmte. Diese Tatsache förderte Selbstständigkeitsbestrebungen kirchlicher Gruppierungen, die eine Trennung von Kirche und Staat anstrebten. Diese freiheitlichen Tendenzen führten schliesslich in den Konfessionalismus des 19. Jhs., der das Miteinander von kirchlicher und weltlicher Obrigkeit wiederherstellen wollte. Man muss sagen, dass die Kämpfe des 19. und 20. Jhs. vor allem um die Abgrenzung und Zuordnung von Kirche und Staat verliefen. Dabei geriet die Frage nach dem inneren Aufbau und dem glaubwürdigen Zeugnis der Christengemeinde in den Hintergrund.

Bis heute versuchen die Kirchen – aufgrund ihres grundsätzlich familiären Aufbaus – auf die familiäre Lebensführung Einfluss zu nehmen. Gerade in den protestantischen Kirchen wird das von den Kirchenmitgliedern jedoch kaum mehr wahr- oder aufgenommen. Dennoch nehmen diese Debatten breiteren Raum ein als etwas Diskussionen über die Auferstehung oder das ewige Leben. Das macht die Schwerpunktverlagerung auf das individuelle Leben der Kirchenmitglieder deutlich. Ob das nun begrüsst wird oder nicht: Wenn die Leute in ihren konkreten Lebensbezügen nicht mehr abgeholt werden von der Kirche oder realisieren, dass die Kirche auf ihre eigenen Lebensentwürfe nicht einzugehen vermag, bekommt ein amtskirchlich angelegten Christentum grosse Probleme.

Die Volkskirche tritt als flächendeckende Versorgungskirche auf, analog und in Ergänzung zur staatlichen Sozialsorge. Auf diese Weise nehmen die Kirchen zwar wichtige Funktionen und

Aufgaben wahr – sie werden auch deswegen von weiten Teilen der Bevölkerung geschätzt –, werden aber gleichzeitig infrage gestellt als notwendige Instanz fürs Christsein. Warum und wozu also benötigt man die Kirche fürs Christsein?

III. Eine Antwort

Wenn wir uns einer Antwort nähern wollen, müssen wir nochmals auf den eingangs genannten Einwand Bezug nehmen, wonach der persönliche Glaube sich unmittelbar auf Gott beziehe und somit Privatsache sei. In der Behauptung einer unabhängigen religiösen Überzeugung steckt die Gewissheit, dass das ganze Leben dadurch mitbestimmt wird. Es wirkt sich also im Leben aus, was ein Mensch glaubt. Und so ist es ja auch tatsächlich: Religiöse Überzeugungen drängen unvermeidlich zu einem entsprechenden Handeln. Im Handeln wird die eigene Überzeugung veranschaulicht.

Doch in diesem Zusammenhang ist auch wichtig zu sagen, dass eine solche intime religiöse Überzeugung, auf die man sich beruft, nie einfach so vom Himmel fällt. Vielmehr entsteht sie dadurch, dass ein Mensch mit anderen und seiner Umwelt kommuniziert. Diese Kontakte und Eindrücke prägen einen bestimmten Glauben. Wir filtern also diejenigen Kommunikationen für uns heraus, denen wir vertrauen können und wollen. Der Glaube ist sozusagen Produkt und Rezeption solcher Gewichtungen. Anders gesagt: Auch das Innerste kommt nicht ohne eine Aufnahme und Aneignung eines Äusseren zustande. Ein persönlicher Glaube ist stets verflochten in einen Zusammenhang von Mitteilung und ausgewählter Aufnahme – und damit tatsächlich selbständig entwickelt. Weiter gedacht muss das bedeuten, dass es offenbar so etwas wie eine fortlaufende Kommunikationsdynamik oder -tradition gibt, woraus sich immer wieder ein christlicher Glaube, ein christliches Selbstverständnis entwickelt (hat). Etwas von der christlichen Botschaft muss also seit jeher Menschen unmittelbar überzeugen und verwandten Glauben erzeugen. Als Grund dieses immer neuen Vertrauens zieht sich Jesus Christus wie ein roter Faden durch die Zeiten. Die Schilderung seines Lebens und Wirkens vermag seit jeher zu überzeugen und Menschen zum entsprechenden Handeln anzuregen. Ein solches Bewusstsein kommt in der Kirche durch Mitteilung und Darstellung des Glaubens zum Ausdruck, das zur Weitertradierung anregt. Die Kirche fungiert in einem solchen Sinn als eine Art «Durchlauferhitze» religiöser Überzeugungen und überzeitlicher Handlungsoptionen. – So gesehen ist es nicht schlüssig, Innerlichkeit und Kirche konsequent voneinander trennen zu wollen.

Aus dieser Überlegung leitet sich die wichtige Unterscheidung in «sichtbare» und «unsichtbare» (oder «verborgene») Kirche ab. Was heisst das? – Die sichtbare Kirche meint genau das Kommunikationsgeflecht, das überzeitlich ist und immer wieder dafür sorgt, dass Glaube selbständig und als unmittelbares Bewusstsein entsteht. Insofern gibt es nur eine einzige (unsichtbare) Kirche, nämlich die Kirche Jesu Christi.

Sichtbare Kirchen dagegen lassen sich als konkrete und sehr vielfältige geschichtliche Organisationen beschreiben. Diese Organisationen unterliegen einem historischen Wandel, haben eine beschreibbare soziale Gestalt und sind funktional aufgebaut. Diese Tatsache verdeutlicht, dass sich christlicher Glaube zwangsläufig unterschiedlich entwickeln und ausprägen muss – je nachdem, wann und wo Kirche lebt und Menschen anspricht. Insofern geschieht die «Selbstverkündigung Jesu Christi» nicht einförmig, sondern vielstimmig und regional und

zeitlich variiert. Beschreibbare Kirche in der Welt ist immer sichtbare Kirche mit einer Organisation, die definiert ist durch äussere Zielsetzungen und innere Planung und Steuerung. Wer diese konkrete Struktur für sinnvoll und sinnstiftend ansieht, kann in eine solche Kirche eintreten – oder gegebenenfalls auch wieder austreten. Sichtbare Kirche gibt also einer bestimmten Glaubenshaltung eine konkrete Form und vereint Menschen, die diese oder eine ähnliche Haltung teilen. Die konkrete Kirche bietet aber nicht nur religiöse Heimat, sondern ist gleichzeitig für die reflexive Pflege und Selbstkritik des in ihr gelebten Glaubens verantwortlich. Ein vorhin als Kommunikationsdynamik bezeichneter Strom christlicher Tradition, in dem sich der individuelle und intime Glaube aufbaut, bedarf eines solchen Korrektivs. Denn weder darf sich eine kirchliche Organisation die autoritative Aufsicht über die religiöse Kommunikation anmassen, noch ist ein frei fliessender «Glaubensfluss» vor Missbrauch und Machtinteressen gefeit.

Klammer: Um diesen «Glaubensfluss» dennoch möglichst ungehindert fließen zu lassen, bedarf es neben selbstkritischen Kirchen auch der Theologie als kritischer Wissenschaft, die sich über die «Selbstverkündigung Jesu Christi» Gedanken macht – und sie von der historischen Gestalt realer Kirchen unterscheidet. Selbstverständlich muss sich aber auch die Theologie selbst der (Selbst-)Kritik unterziehen lassen – nur schon deshalb, weil sie als seriöse Wissenschaft ernstgenommen werden will; aber auch, um sich nicht von der Kirche vereinnahmen zu lassen.

Kirche soll also den individuell suchenden und wachsenden Glauben fördern und ihn kritisch begleiten. Das ist der eine Sinn einer organisierten Kirche – beschränkt sich aber auf das Individuum. Wie der persönliche Glaube ins Leben dringt und drängt und somit konkrete Handlungsweisen nach sich zieht, so ist auch die Kirche als sichtbare Organisation immer auf den Anderen ausgerichtet. Kirche vermag es, die konkrete Gestalt des Glaubens lebensdienlich zu organisieren. Während der individuelle «Glaubensfluss» mal mehr, mal weniger strömt und mal geradlinig verläuft, mal eher mäandriert, will sich die Kirche konstant und verbindlich um die Fürsorge bedrohten und bedrängten Lebens kümmern. Auf diese Weise kommt neben der oben beschriebenen *Mitteilung des Glaubens* hier die *Darstellung des Glaubens* zum Ausdruck.

Wer wird nun also die Kirche als für den Glauben nötig anerkennen?

Zunächst mal der- oder diejenige, der/die anerkennt, dass das Gewordensein der eigenen religiösen Überzeugungen aus dem Leben kommt und gleichzeitig ins Leben dringt. Und hierzu gehört auch, dieses Geschehen als zeitlose Selbstverkündigung Jesu Christi zu sehen und sich selber in diese Tradition zu stellen, z.B. durch die Taufe, in der diese Zugehörigkeit anschaulich wird. Diese Zugehörigkeit veranschaulicht aber auch die Teilnahme an kirchlichen Anlässen wie Gottesdiensten oder an Abendmahlsfeiern als Kommunikationsformen christlichen Glaubens. Und nicht zuletzt kann man seiner Zugehörigkeit auch dadurch Ausdruck verleihen, indem man der Kirche als Organisation zutraut, auf effektive und dienliche Weise die Mitteilung und die Darstellung des Glaubens zu fördern. Christliche Gläubigkeit, die sich im Rahmen einer Kirche zeigt, ist sich des Ursprungs des eigenen Glaubens bewusst und glaubt an die Kraft einer kollektiven Ausstrahlung zugunsten benachteiligten Lebens.

Deshalb: Ja, der christliche Glaube braucht die Kirche – oder ist zumindest klar darauf bezogen. Und zwar doppelt:

1. Der Glaube hat die Kirche faktisch schon gebraucht, indem er von deren gelebter und verkündigter Tradition – oder theologisch eben: von der Selbstverkündigung Jesu Christi – beeinflusst ist. Damit bringt der Glaube die Kirche selbst bzw. die sichtbare Darstellung des Glaubens zur Darstellung, denn das Handeln richtet sich stets nach dem Glauben richtet – ob es will oder nicht.

2. Und wie wir gesehen haben, braucht der Glaube die Kirche auch als Korrektiv und Garant für Konstanz. Denn der oder die Glaubende will in aller Regel, dass die eigene innere Überzeugung, die einen erfüllt, auch anderen zugutekommt – nicht unbedingt in Form eines unmittelbaren Glaubens, aber in Form überlegten kirchlichen Handelns. Um dieses Handeln zu garantieren, braucht es eine theologisch-kritische Verkündigung und eine bewährte und in ihrem Inneren beinahe zeitlose Institution wie die Kirche. Sie vermag sich mit vereinten Kräften derjenigen anzunehmen, die für ihr Leben Hilfe benötigen, im geistlichen wie im leiblichen Sinn. Darum motiviert die Kirche wiederum die ihr Angehörigen, nicht nur zur passiven Mitgliedschaft, sondern zum tätigen Mitwirken – gerade auch in Zeiten noch nicht absehbarer Veränderungen.